

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 29 (1953-1954)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Randbemerkungen  
**Autor:** Guggenbühl, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1070659>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

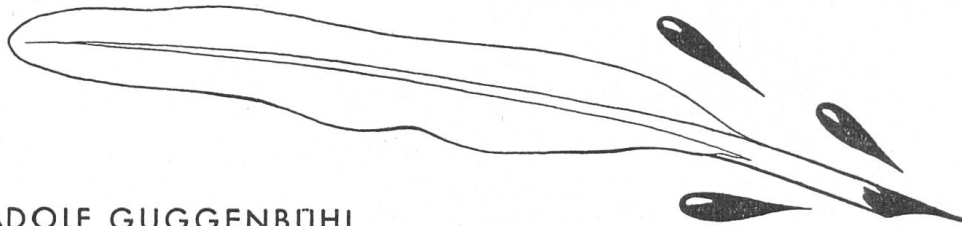
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



## Wenn Ingenieure Journalistik treiben

*«Daß die Heizung, insbesondere auch der Verbrauch von Heizmaterial vom Klima abhängt, ist evident... Je größer der Unterschied zwischen der Außentemperatur und der Temperatur des geheizten Raumes, desto größer ist der Verbrauch von Heizmaterial.»*

(Aus einem Artikel eines Fachmannes über  
«Klima und Heizung»)

Zu solchen Erkenntnissen kann nur der wissenschaftlich geschulte Fachmann kommen.

## Die Sieger

DIESEN Sommer war ein amerikanisches Ehepaar bei uns einige Tage auf Besuch, sehr nette Leute, typische Amerikaner. Die erste Begegnung war allerdings niederschmetternd. Die Gäste hatten vorher Bayern besucht, und nun erschien die Frau im Dirndlkleid, der Mann in Lederhosen mit einem Tirolerhüetlerl auf dem Kopf.

Wir lassen sonst unsern Gästen jede Freiheit, aber was zuviel ist, ist zuviel. Die guten Yankees konnten aber unsere Einwendungen gar nicht begreifen. «Auch viele unserer Freunde», sagten sie, «haben sich so ausgestattet.»

In der Tat sind die amerikanischen Touristen, die wenn auch nicht gerade in Lederhosen, so doch mit andern Attributen der bayrischen Nationaltracht in Europa herumspazieren, recht häufig. Der Tirolerhut, der so gerne als Andenken mitgenommen wird, gilt nun einmal als Wahrzeichen Deutschlands.

Und die Amerikaner haben, wie man weiß, den unwiderstehlichen Drang, sich mit deutschen Federn zu schmücken.

Vielleicht ist die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung folgende: Man weiß, daß bei vielen sogenannten primitiven Negerstämmen die Sitte oder Unsitte herrscht, das Herz des besiegten Feindes zu verzehren. Oder wenn man nicht so weit gehen will, trägt man wenigstens einen Zahn des Feindes oder dessen Haare als Amulett. Man will sich durch diese symbolische Handlung die Lebenskraft des Überwundenen einverleiben, um dadurch selber mächtiger zu werden.

Die Amerikaner sind zwar kein primitives, aber ein sehr ursprüngliches Volk, wenig angekränktelt von kritischem Intellektualismus. Und so machen sie denn auf moderne Art etwas Ähnliches wie die schon erwähnten Negervölker.

## Das Vorurteil

*«Letzthin kam ich bei den Wohnbaracken in St. Jakob vorbei. So viel ich weiß, wurden sie einst als Notbehelf erstellt, damals, als die Wohnungsnot am größten war. Nun heißt es wahrscheinlich auch hier: C'est le provisoire, qui dure. Der Winter steht nun wieder vor der Tür. Mir tun die Leute leid, die — wahrscheinlich noch mit kleinen Kindern — bei der Kälte in diesen Baracken wohnen müssen. Gibt es wirklich in unserer reichen Stadt Basel keinen andern Ausweg? Einfache Steinhäuser mit bescheidenem Komfort sind immer noch besser als Holzbaracken, die doch gewiß nicht einmal unterkellert sind.»*

Diese Einsendung erschien letzten Herbst im Briefkasten einer Basler Zeitung. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß sie allgemein Zustimmung fand.

Es gehört zu den fast nicht auszurottenden Vorurteilen, daß nicht unterkellerte Holzhäuser eine menschenunwürdige Behausung darstellen. Dabei gibt es ganze Erdteile, wo Millionen von Familien auf diese Art wohnen und in jeder Beziehung zufrieden sind. Ich habe in Amerika und in Kanada, in Gegenden, wo die Sommer viel heißer und die Winter viel kälter sind als bei uns, viele Ehepaare kennen gelernt, die in solchen «Baracken» wohnten. Sie fanden diese Art zu wohnen, gerade wenn sie Kinder hatten, viel angenehmer als Mietwohnungen im zweiten oder dritten Stock.

Die bei uns herrschenden Vorurteile und die auf ihnen beruhenden Bauvorschriften sind zum großen Teil daran schuld, daß Leute mit kleinen Einkommen solch außerordentliche Schwierigkeiten haben, zu einem vernünftigen Preis nett zu wohnen.

### Anfang ohne Ende

*«Das Schwergewicht der erzieherischen Ausbildung muß in der Erziehung der Erzieher liegen... Das dringendste Problem der Arbeitsgemeinschaft ist die Ausbildung von Lehrkräften für die Elternschulen; denn der Mangel an qualifizierten Lehrkräften verhindert die Einrichtung weiterer Kurse.»*

(Aus einem Bericht über  
«Die Arbeitstagung für Elternschulung»)

Wer aber erzieht dann jene, denen die Erziehung der Erzieher obliegt, und wie erfolgt die Ausbildung von Lehrkräften für die Kurse, an denen die Erzieher der Erzieher der Erzieher der Eltern geschult werden. Und wer...

In schlaflosen Nächten *ad infinitum* ausdenken.

### Zu einem Buch

DIE weitaus sensationellste amerikanische Neuerscheinung dieses Jahres ist der *Kinsey Report on Women*, das Gegenstück zu der entsprechenden Studie «Über die Sexualität der Männer», die vor einigen Jahren erschien.

Die Studie ist das Ergebnis einer eingehenden Befragung von 5940 Frauen.

In den amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften wird dieses Buch ausführlich besprochen, so ausführlich, wie sich Redaktionen schweizerischer Familienzeitschriften kaum getrauen dürften. Es ist also nicht mehr so wie vor 30 Jahren, als die Amerikaner bedeutend prüder waren als die Europäer.

Diese Offenheit hat etwas Imponierendes, und auch der Untersuchung selbst ist eine gewisse Größe nicht abzusprechen. Man hat wohl zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit den Mut gehabt, sich Klarheit über etwas zu verschaffen, über das man bisher mehr oder weniger auf Vermutungen angewiesen war.

Und doch wird man bei der ganzen Sache ein unbehagliches Gefühl nicht los. Ganz abgesehen davon, daß es für den einzelnen Menschen besser ist, wenn gewisse Dinge nicht in den Bereich der kritischen Sphäre des Bewußtseins kommen, sondern unbewußt bleiben, hat dieses Eindringen in die Privatsphäre von Tausenden von Menschen — auch wenn es mit bester Absicht geschieht — etwas Unheimliches. Es wurde hier eine Schranke überschritten, welche die Menschen wohl nicht ohne Grund errichtet haben.

Gerade deshalb sind bei dieser Befragung bestimmt viele Fehlerquellen entstanden. Nur eine bestimmte Art von Frauen gibt auf solche Interviews Antwort. Und bei aller scheinbaren Offenheit sagen die Befragten selbstverständlich nicht immer die Wahrheit. Sie sagen zu viel und zu wenig.

Eine Gefahr aller solchen Publikationen liegt auch darin, daß der Leser «durchschnittlich» mit «normal» gleichsetzt und alles, was vom statistischen Durchschnitt abweicht, für abnormal hält.

Außerdem ist es fraglich, ob der ungeheure Apparat wirklich nötig war, um zu den durch die Untersuchung gewonnenen Erkenntnissen zu gelangen. Die Schlußfolgerungen sind für den, der ohne Scheuklappen durch die Welt geht, alles andere als neu. Die wichtigste Feststellung ist nämlich die, daß der Geschlechtstrieb bei Männern durchschnittlich viel früher beginnt als bei Frauen und daß die Sexualität im Leben des Mannes eine unverhältnismäßig größere Rolle spielt als im Leben der Frau.

Es ist möglich, daß diese Tatsache für gewisse Verfasser psychologischer Bücher eine

neue Weisheit bedeutet, dem durchschnittlichen Menschen aber war sie immer bekannt, wenn auch nicht allen Männern, so bestimmt doch allen Frauen.

### Vom Grüßen mit den Füßen

WER als Soldat die Grenzbesetzung 1914 bis 1918 und den Dienst 1939 bis 1945 mitgemacht hat, weiß, daß ganz im stillen eine Revolutionierung unseres militärischen Dienstbetriebes vor sich ging, die ans Wunderbare grenzt. Der preußische Kasernenhofgeist üblen Angedenkens hat sich fast ganz verflüchtigt.

Immer noch sind aber einige Überreste geblieben. Zu diesen gehören die jetzigen Vorschriften über die Grußpflicht.

Warum ist den meisten Soldaten das Grüßen von Vorgesetzten so unangenehm, daß sie ihm nach Möglichkeit ausweichen? Ganz einfach deshalb, weil die jetzige Praxis hoffnungslos veraltet ist, jeder psychologischen Erkenntnis widerspricht und zu unserer Demokratie paßt wie die Faust aufs Auge.

Grüßen ist der Ausdruck eines Gefühls und verlangt deshalb eine entsprechende Bewegung. Der Schweizer Soldat aber muß, wenn er in Ruhestellung ist, so grüßen, daß er zur Bildsäule erstarrt, d. h. er muß Achtungsstellung annehmen und die Absätze zusammenklappen. Der Schweizer Soldat grüßt, wie jemand richtig bemerkte, statt mit der Hand mit den Füßen. Für den Offizier gilt diese Vorschrift nicht, er darf die Hand an die Mütze legen, wenn er grüßt, sei es einen Untergebenen, einen Kameraden oder einen Vorgesetzten.

Überhaupt liegt etwas Stoßendes darin, daß der Gruß von Offizieren und Soldaten verschieden ausgeführt wird. Der Offizier, der von Soldaten begrüßt wird, nimmt nie Achtungsstellung an. Auch wenn er ihm auf der Straße begegnet, macht er eine andere Art Grußbewegung als jene, die dem Soldaten vorgeschrieben ist. Er hält auf eine natürliche Art die Hand an die Mütze, während vom Untergebenen unnatürliche, zackige Bewegungen und ein marionettenartiges Drehen des Kopfes verlangt wird.

Wir empfinden es als peinlich, wenn etwa ein Angestellter tief den Hut zieht, während

der Arbeitgeber den seinen kaum lüftet oder gar nur den Hutrand mit der Hand berührt. Höflichkeitsformen sind in einer Demokratie nicht dazu da, um den Rangunterschied zu symbolisieren.

Das Militär ist hierarchisch und muß es sein. Es ist durchaus in Ordnung, daß Formen gepflegt werden, welche die Autorität des Vorgesetzten ausdrücken. Die Grußformen eignen sich aber dazu besonders schlecht.

### Der unschweizerische Herr Ober

«Herr Ober, eine Schale Gold!»

Ich zucke immer zusammen, wenn ich einen Schweizer in einem Café diese Worte rufen höre.

Warum geniert man sich, eine Tasse Milchkaffee zu bestellen? Vielleicht weil dieser Ausdruck an Kaffeestuben erinnert und den meisten nicht nobel genug erscheint.

Aber wie soll man dem Kellner sagen?

Wir kennen den Herrn Oberst vom Militär her und den Ober von den Jaßkarten. Aber der «Herr Ober» ist ein Fremdkörper, besonders weil ja in unsern Cafés der Unter, der Piccolo, unbekannt ist.

Warum haben wir für den Kellner nicht eine besondere Bezeichnung geschaffen? Daran ist vielleicht nicht nur mangelnde Gestaltungskraft, d. h. fehlender schweizerischer Kulturwille schuld, sondern eine gewisse Abneigung, einen Mitbürger mit einer Berufsbezeichnung anzureden.

Wir rufen den Serviertöchtern «Marteli», wenn wir Stammgast sind, und «Fräulein», wenn wir nicht auf vertrautem Fuße mit ihr stehen. Aber im Gegensatz zu den Ausländern widerstrebt es uns, einen Dienstmann mit «Dienstmann», einen Kondukteur mit «Schaffner» oder «Herr Schaffner» und einen Polizisten mit «Herr Polizist» oder «Herr Wachtmeister» anzureden. Das widerspricht der familiären Atmosphäre unserer Demokratie. Wir sehen auch in einem Kellner, Briefträger oder Milchmann nicht einfach Berufsleute, sondern Familienväter, Stimmbürger, Dienstkameraden, kurz Miteidgenossen. Man spricht sie mit ihrem Namen an, und wenn man diesen nicht kennt, hilft man sich mit einem unartikulierten Ruf: «He, Sie!»